



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
S. m. b. H., Daresalam.

1913. * Nr. 46

Alles umsonst.

Roman von Walther Kabel.
(Fortsetzung.)

Bis jetzt ja. Nächstens muß ich allerdings etwas Bargeld flüssig machen, und da soll der Kommerzienrat einen Teil der Papiere verkaufen. Auf Wellshofen müssen sämtliche Ställe abgerissen und neu gebaut werden. Wellshofen ist mein neues Gut im Posenischen, Fred. Ich kaufte es erst vor einem Jahre von einem Polen verhältnismäßig billig. War ein ganz gutes Geschäft. — Hast du wirklich die Absicht, es mal an der Börse zu . . ."

Es klopfte. Löwning eilte mit einem „Verzeih!“ an die Tür. Draußen stand ein älterer Herr im Zivil.

Der Kommissar wechselte mit ihm einige leise Worte. Dann wandte er sich dem Baron wieder zu, ohne die Tür zu schließen.

„So leid es mir tut, Axel, — ich muß dich jetzt hinauskomplimentieren. Dienst!“ sagte er in seiner liebenswürdigen Art. „Und besten Dank für deinen Besuch. Notabene — wenn du den Kommerzienrat in nächster Zeit zu Gesicht bekommst, so brauchst du ihn ja nicht gerade haarklein zu erzählen, daß auch ich für die Börse eine kleine Schwäche habe. Am besten, du erwähnst überhaupt nicht, daß wir über ihn gesprochen haben.“

Sie schieden mit einem freundschaftlichen Gendendend.

8.

Man hatte die Barone das Zimmer verlassen, als auch schon Kriminalwachmeister Wärtter, der bis dahin auf dem Korridor wartend auf und ab gegangen war, eintrat.

„Nun, Wärtter, was haben Sie ausgerichtet?“ fragte Löwning. „Ich wieder an der Schreibstift lehrend.“

„Das war ein glänzender Meisfall, und sogar ein ziemlich „bier“, meinte der Beamte misshütig. „Dieser Techniker Marzen, der uns als Mörder des Malers Gebhard in Betracht zu kommen schien, ist nämlich kein anderer, als mein früherer Kollege Salbat, der sich vor zwei Jahren pensionieren ließ und jetzt als Privatdetektiv tätig ist. Ich habe denselben gleich mitgebracht. Er ist unten in der Wachtstube.“

Löwning schien völlig verwandelt. „Was Sie sagen, Wärtter.

Das wird ja hochinteressant! Da schicken Sie mir den angebliehen Herrn Marzen doch bitte gleich herauf.“

„Hochinteressant?“ Der Wachtmeister schaute seinen Vorgesetzten verdutzt an. „Ach fürchte, Salbat wird uns hier auch nichts nützen, Herr Kommissar.“

„Wir werden sehen und hören.“ Löwning war plötzlich in fast übermütiger Laune.

Der Beamte verschwand. Und der frühere Kaiserkellner begann jetzt im Sturmschritt leise vor sich hinpiepend das kleine Zimmer zu durchqueren. Also hatte er doch recht gehabt mit seiner Vermutung. Mit diesem Marzen, den die Herren der Nordkommission auf einige Verdachtsmomente hin als Mörder Gebhards so schnell auf's Korn genommen hatten, war's nichts. Und das freute Löwning aufrichtig, denn andernfalls wären ja alle seine Vermutungen, aus denen er in der vergangenen schlaflosen Nacht ein so feines Netz für einen Dritten gewoben hatte, bärer Luft gewesen. . . .

Privatdetektiv Salbat, ein schlanker, sehr gut gekleideter Mann in den besten Jahren, nahm den ihm angebotenen Stuhl ohne

Umstände an. Löwning setzte sich ihm gegenüber über halb auf den Fenstertopf, lehnte die Beine übereinander und begann dann:

„Hat Ihnen Wärtter schon erzählt, wie wir gerade auf Sie verfallen sind, Herr Salbat?“

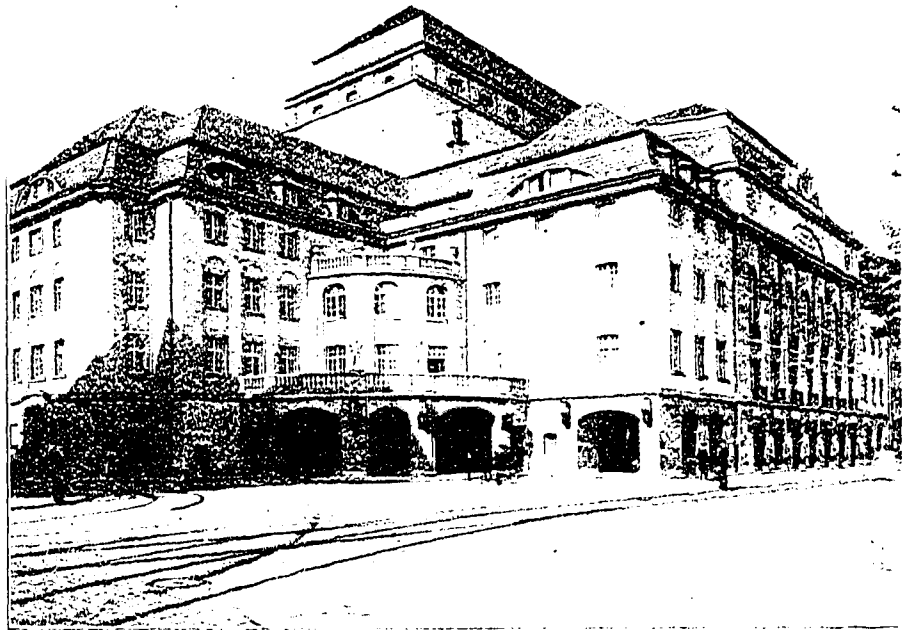
„Nur in groben Umrißen. Wie benutzten die Elektrische, und da muß man mit Gesprächen vorsichtig sein.“

Und mit behaglichem Nicken fügte er hinzu:

„Daß ich in dieser Sache ein ganz reines Gewissen habe, Herr Kommissar, brauche ich Ihnen wohl nicht erst groß zu beteuern. Es war recht passig, wie Wärtter bei meiner Bitte nach einem Techniker Marzen nachbrachte, und ich ihm dann entgegentrat, — selbst ein

ner vom Fach.“

„Die Situation kann ich mir ganz gut ausmalen. Wärtters Gesicht hätte ich da sehen mögen. . . . — Doch nun will ich Sie zunächst darüber erwidern, weshalb gerade Sie uns als der Tat verdächtig erschienen. Wir erfahren nämlich von zwei Freunden Gebhards, die mit ihm gestern bis Mitternacht im Hünner-Bräu in der Lauenzenstraße zusammengeessen hatten, daß dort seit einiger Zeit auch ein Herr verkehrte, der Guido Gebhard in allerhand Verkleidungen dauernd nachspionierte. Dieser ließ sich jedoch nicht anmerken,



Das neue königliche Schauspielhaus in Dresden-Altstadt. (Mit Text.)

Arch. v. Sonn Tag, Dresden.

daß er den Fremden längst durchschaut hatte, der ihm dann auch gestern nacht, als er in Begleitung seiner beiden Bekannten aus dem Fremden Gehards den Herrn nun näher beschreiben ließen und dann den Portier von Kurfürstendamm 304 fragten, ob er eine Person, auf die diese Beschreibung paßte, vielleicht öfters in der Nähe des Hauses bemerkt oder im Hause selbst angetroffen habe, — wir wollten feststellen, wie weit das selbständige Interesse dieses Menschen für den jungen Maler eigentlich ging —, erhielten wir die besonders für mich recht überraschende Auskunft, daß der Portier allerdings einen Mann von ganz ähnlichem Aussehen einige Male mit Beate, dem Stubenmädchen des Kommerzienrats Listow, zusammen gesehen hätte, und daß die übrigen Dienstmädchen sich erzählten, der Betreffende wäre Beates neuester Schatz. Da ich selbst nun über diesen merkwürdigen Verehrer des Mädchens von anderer Seite bereits manches gehört hatte, was ihn verdächtig machte, und außerdem dessen übergroße Teilnahme für Guido Gebhard ebenso zu denken gab, da ferner die Fremde des Malers, die diesen bis vor die Haustür begleitet hatten, bestimmt zu sagen wußten, daß der Unbekannte, sofort nachdem Gebhard im Hause verschwunden war, sich an das schmeideiserne Eingangstor gestellt und in den Flur hineingestarrt hatte, so lag die Möglichkeit immerhin recht nahe, jener Fremde könnte vielleicht der Täter sein. Und deshalb wurde dann Märter, nachdem wir die Adresse dieses Technikers Karsten in Erfahrung gebracht hatten, zu Ihnen geschickt, Herr Salbak. Wir ahnten ja nicht, daß stattdessen nur eine Maske war, unter der Sie sich zu irgendwelchen Zwecken der Rose des Kommerzienrats genähert hatten.“

Der Privatdetektiv schaute recht mißmutig vor sich hin. „Schade. So werde ich denn wohl meine Absicht, in dieser Woche auf eigene Faust Ermittlungen anzustellen, aufgeben müssen“, meinte er. „Vielleicht ist's auch besser, ich rüde gleich mit dem heraus, was ich weiß. Ganz unwichtig dürfte das nicht sein. — Vor einiger Zeit erhielt ich von jemandem den Auftrag, das Privatleben Guido Gebhards zu überwachen. Um nun einen Grund zu haben, mich häufiger in der Nähe des Hauses Kurfürstendamm 304 aufzuhalten, bandelte ich mit dem Stubenmädchen des Kommerzienrats an. Nebenbei hoffte ich auch, von dieser so manches über den jungen Maler zu erfahren. Daß Gebhard meine Absichten durchschaut hatte, ahnte ich freilich nicht. Auch gestern Nacht folgte ich ihm wieder, als er mit seinen Freunden gegen ein Uhr morgens nach Hause ging. Auf dem Kurfürstendamm machte ich nun hierbei eine Beobachtung, die mir gleich zu denken gab. Ich schlenderte nämlich in einer Entfernung von etwa fünfzehn Meter hinter den Herren her, und zwar auf dem Reitweg, wo die Baumreihen mich etwas verbergen. Und da bemerkte ich vor mir einen Mann, der ebenso wie ich öfters nach den drei jungen Leuten hinüber sah, stehen blieb, wenn sie einmal hallmachten, und erst wieder weiterschritt, wenn jene den Weg fortsetzten. In der Nähe von Nummer 304 suchte der Unbekannte dann einen Vorsprung zu gewinnen, überquerte sehr häufig die Straße und verschwand in den Haupteingang des Hauses. kaum zwei Minuten später betrat auch Gebhard das Gebäude. Da das Benehmen des Fremden meinen Argwohn erregt hatte, eilte ich schnell an die Haustür und schaute in den Flur hinein, wo die Nachtbeleuchtung eingehalten war, so daß ich Zeuge der folgenden Szene wurde. Am anderen Ende des Flurs stand Gebhard und ihm gegenüber jener Mann, den ich schon auf dem Kurfürstendamm erblickt hatte. Jetzt konnte ich mir den Unbekannten auch etwas genauer ansehen. Er war mittelgroß, hatte einen grauen, langen Hflter an und auf dem Kopf einen breitrundigen, schwarzen Schlapphut. In seinem roten, gesunden Gesicht fiel mir nur eine große Brille mit dunklen Gläsern auf und der Schnurrbart, der ungepflegt um die Mundwinkel herabhing. Gebhard und der Fremde schienen miteinander zu streiten. Ihre Bewegungen waren heftig und erregt. Besonders der Maler streckte mehrmals wie beschwörend die Hand aus. Nach wenigen Minuten verschwanden beide dann durch die auf den Hof mündende Tür. Ich wartete noch eine Weile. Aber der Unbekannte kam nicht wieder heraus. Ich machte mich daher auf den Heimweg. Es war genau ein Uhr, als ich meinen Laucherpösten verließ. Wie mir nun Märter vorher von dem Morde erzählte, kam mir sofort der Gedanke, der Fremde und kein anderer müsse der Mörder sein. Ich habe Märter hiervon jedoch nichts mitgeteilt, — eben weil ich allein versuchen wollte, den Täter zu entdecken. Mich lodte die Belohnung, die doch fraglos für die Ergreifung des Schuldigen ansteht werden dürfte. Nun haben mir Gebhards Freunde einen Strich durch die Rechnung gemacht, von denen die Polizei bereits erfahren hat, daß ich in der verfluchten Nacht an dem Eingang von Nummer 304 gestanden und dem jungen Maler nachgeschaut habe. Und unter diesen Umständen war's wohl das Klügste, mit der Wahrheit nicht zurückzuhalten. Sonst

wäre ich womöglich doch noch in Verdacht geraten, bei dieser Geschichte nicht ganz unbeteiligt zu sein.“

Lönning hatte mit atemloser Spannung zugehört. Ihm wirkte beinahe der Kopf. Das waren ja Neuigkeiten von aller größter Bedeutung. Der Privatdetektiv hatte recht: Der Fremde war der Mörder, zweifellos. Die Zeit stimmte ja ganz genau. Wegen ein Uhr morgens hatte der alte Herr, der in der Etage unter Gebhard wohnte, Schritte im Atelier gehört, und zwar seiner Ansicht nach Schritte von zwei Personen, bald darauf einen dumpfen Krach, wie von einem umgefallenen Möbelstück, — vielleicht der Schuß, der dem Leben des armen Malers ein Ende bereitet hatte. Und nach Salbaks Aussage mußte Gebhard zwischen dreiviertel und ein Uhr mit dem Unbekannten zusammen das Atelier betreten haben. Denn daß dieser den Maler in dessen Wohnung hinaufbegleitet hatte, konnte ohne weiteres als sicher angenommen werden.

„Sie haben uns durch Ihre Befundungen ein gut Stück weitergebracht, Herr Salbak“, sagte er jetzt hochbefriedigt zu diesem. „Denken Sie doch einmal nach: Haben Sie den Mann vielleicht in letzter Zeit einmal mit Gebhard zusammengekommen? Sie müssen dessen Umgangskreis doch jetzt so ziemlich kennen.“

Der Detektiv schüttelte energisch den Kopf. „Nein, — ganz bestimmt nicht. Mein Personengedächtnis ist vorzüglich. Aber vielleicht können Gebhards Freunde Ihnen da einen Fingerzeig geben. Denn ich bin, wie wohl auch Sie, der Ansicht, daß der Maler und der Fremde alte Bekannte waren. Wenigstens machte die Art und Weise, wie sie miteinander sprachen, sehr stark diesen Eindruck.“

Lönning wollte sich mit Salbak jedoch auf keine nähere Erörterung des Falles einlassen. Ein ihm bis dahin unbekannter Ehrgeiz hatte ihn gepackt, diese beiden geheimnisvollen Verbrecher, die im Verlaufe von vierundzwanzig Stunden in demselben Hause am Kurfürstendamm verübt waren, möglichst schnell und ohne eine andere Hilfe als die seines Kollegen Werner aufzuklären. Sollte ihm dies aber gelingen, so mußte er mit seinen Äußerungen sehr vorsichtig sein. Zu leicht konnte er durch ein unbedachtes Wort verraten, daß er bereits eine bestimmte Spur in der einen Sache gefunden zu haben glaubte.

„Ich hätte noch etwas zu fragen, Herr Salbak“, sagte er daher, ohne auf die Anzapfung, die in des Privatdetektivs letzten Sätzen lag, irgendwie einzugehen. „Würden Sie mir vielleicht den Herrn nennen, der Ihnen den Auftrag gegeben hat, Guido Gebhard zu überwachen?“

Der frühere Kriminalbeamte schien unerschütterlich. „Sie wissen, Herr von Lönning, — bei uns kommt alles auf äußerste Disziplin an. Das können unsere Mandanten schließlich auch von uns verlangen. Ich weiß daher wirklich nicht, ob ich diese Frage beantworten darf.“

„Von dürfen“ kann hier wohl keine Rede sein“, meinte Lönning etwas ungeduldig. „Es handelt sich hier um einen Mord, und da sind Sie einfach verpflichtet, auch die geringste Kleinigkeit anzugeben, die das Vorleben Guido Gebhards betrifft.“

Salbak nickte. „Sie haben ganz recht, Herr Kommissar. Und — wenn Sie von mir in solchem Tone Auskunft verlangen, dann muß ich eben nachgeben und bin dadurch auch genügend entschuldigt. — Kommerzienrat Listow ist mein Auftraggeber.“

Lönning wußte keine Überraschung sehr gut zu verbergen. „So — also der Kommerzienrat. Welch plötzliches Interesse hat der denn an dem jungen Künstler gehabt?“

Der Privatdetektiv lächelte auf besondere Weise. „Liebesgeschichten, Herr Kommissar. . . Listow vermutete, daß zwischen seiner Stieftochter und Gebhard irgendwelche herzlichen Beziehungen beständen, und da er mit Fräulein von Zornleeden wahrscheinlich andere Pläne hat, wollte er sich zunächst einma Gewißheit verschaffen, ob sein Verdacht berechtigt war. Vielleicht hoffte er auch, daß ich über Gebhard so manches in Erfahrung bringen würde, was geeignet gewesen wäre, ein eventuelles Einvernehmen zwischen den beiden zu zerstören, — falls man eben der jungen Dame hinterbrachte. — Nun, bisher habe ich keinerlei Miskultate bei meinen Beobachtungen gehabt. Ich glaube, der Argwohn des Kommerzienrats ist ganz unbegründet. Ebenso wenig kann oder besser konnte man aber auch dem Maler hin sichtlich seines Lebenswandels irgendeinen Vorwurf machen. Er war sogar für einen Künstler überaus solide.“

Schon während der letzten Worte des Privatdetektivs hatte die Glode des auf dem Arbeitsstisch Lönnings stehenden Telefons zu schrillen begonnen.

Der Kommissar ergriß den Hörer. „Hier Polizeipräsident — Kriminalkommissar von Lönning.“

Dann horchte er gespannt. Der Ausdruck seines Gesichtes veränderte sich dabei auffällig.

„Nawohl, Herr Regierungsrat, — sofort.“ Damit legte er den Hörer wieder auf die Stütze zurück.

sein gab eine gefürchte ihre hat Za seit sein eine sich ich Sie Mon We au ich del läb er Gö rat hat ein Ab he de un ge De wi de M si B m be St g 3 A ge fu le ni e e d n u n si e v j s d e : U f e c e : U f e

Salbaß merkte, daß irgend etwas von Wichtigkeit vorgefallen sein mußte. Aber Lönning direkt zu fragen wagte er nicht. Da gab ihm dieser von selbst Aufschluß.

„Denken Sie sich, — man hat in der Wohnung Gebhards in einem Geheimfach seines alten Schreibtisches eine Brillantbroche gefunden, die zu den der Kommerzienrätin gestohlenen Kleinodien gehört. — Eine nette Überraschung“, fügte er, wie zu sich selbst sprechend, hinzu. „Das wirt alle meine Vermutungen über den Haufen, — alle. Es ist Gebhard doch der Dieb gewesen.“

Der Privatdetektiv horchte auf. „Also verfolgt man in dieser Sache doch schon bestimmte Spuren. In der gestrigen Abendzeitung stand, — und Märker behauptete daselbe, daß man noch keine Ahnung hätte, wer der Täter sein könnte.“

Lönning hatte kaum hingehört. Er war zu sehr von seinen eigenen Gedanken in Anspruch genommen.

„Selbsterständlich müssen Sie diese Neuigkeit vorläufig für sich behalten“, sagte er jetzt zu Salbaß. „Warten Sie, bitte, hier. Ich bin zum Herrn Regierungsrat befohlen. Vielleicht will der Sie später selbst noch sprechen.“

Damit verließ er sein Dienstzimmer und begab sich zu der Konferenz, die der Vorsteher der Kriminalabteilung mit den Beamten der Mordkommission über diese neue Wendung in dem Gebhardschen Fall abhalten wollte.

Die Zeitungsverkäufer auf den Hauptverkehrsstraßen machten an demselben Abend noch glänzende Geschäfte. Immer wieder schienen die mit Zeitungen und Zeitschriften dichtbehängten wandelnden Litzfassäulen ihre lockenden Sensationskittel in die vorüberflutende Menge.

„Das Doppelsverbrechen auf dem Kurfürstendam“, — „Der ermordete Inwelenlieb“, — „Die Rätsel eines Malerateliers...“

Das zog. Die Leute rissen sich förmlich um die Blätter. Und Lönning, der eben von Listows kam, wo er mit der Kommerzienrätin eine lange Unterredung gehabt hatte, konnte noch von Glück sagen, als er am Eingang des Untergrundbahnstahns Wittenbergplatz eine Nummer des Lokalanzeigers, eine der letzten, erwischte. Aber zum Lesen fand er in dem überfüllten Wagen keine Gelegenheit. Und dabei hätte er gar zu gerne gewußt, inwieweit der Polizeidirektor des Polizeipräsidiums die Zeitungen über die neuesten, mit den beiden aufsehenerregenden Verbrechen zusammenhängenden Vorfälle unterrichtet hatte.

Am Alexanderplatz angelangt, begab er sich geradewegs nach Hause. — Es war längst acht Uhr vorüber. Die Schwestern würden auf ihn mit dem Abendessen warten. In diesem Gedanken beschleunigte er unwillkürlich seine Schritte noch mehr. Als er dann den Korridor der gemeinsamen Wohnung betrat, fiel es ihm sofort auf, daß dort die Gaslampe brannte, eine Verschwendung, die keine sparsame Schwester Elsa, das Hausmütterchen, nie geduldet haben würde, falls nicht gerade ein besonderer Grund vorlag. — Da stuchte er. Wahrhaftig. Am Kleiderriegel hing ja eine Offiziersmütze, daneben ein hellgrauer, mit Seide gefütterter Militärpaletot und ein Säbel. Kein Zweifel, — der Axel Weitrap, hatte von der Erlaubnis, ganz zwanglos bei ihnen verkehren zu dürfen, bereits heute Gebrauch gemacht. Das freute Lönning aufrichtig. Denn schon in dieser kurzen Zeit hatte er den Baron als einen Menschen schätzen gelernt, der trotz seines Reichtums und seines alten Namens auch nicht die Spur von hochmütiger Zurückhaltung, im Gegenteil eine selten gesunde, echt moderne Lebensauffassung und dabei einen durch und durch gediegenen Charakter besaß. Das war ihm damals, als sie noch auf der Heitschule in Hannover zusammen waren, und der ernste Weitrap stets mit „Herr Philosoph“ tituliert wurde, nie zum Bewußtsein gekommen. Und gerade daran merkte er erst, wie sein neuer Beruf doch auch seine eigenen Ansichten von Grund auf umgeändert, sein Horizont sich erweitert und er manche Vorurteile zum alten Eisen geworfen hatte, die früher von ihm für ganz selbsterständlich gehalten und daher nie als solche betrachtet worden waren.

Mit einem „n Abend allerseits“ betrat er jetzt das Speisezimmer, wo Weitrap, sich offenbar urbehaftlich fühlend, zwischen den Schwestern an dem gedeckten Tischchen saß und sich eben eine Brottschneide mit einer roßigen Schinkenscheibe belegte.

„Das ist aber wirklich sehr nett von dir, Axel“, sagte Lönning warm und schüttelte dem Freunde kräftig die Hand. „Einen besseren Beweis, daß es dir bei uns gefallen hat, konnte ich dir nicht geben.“

Der Baron lächelte ganz glücklich. „Und ich fürchtete schon, aufdringlich zu erscheinen, bin erst unten vor dem Hause ein paar mal auf- und abgegangen und wollte mich schon wieder in den Stumpfsinn meiner Stamm-Weinkneipe in der Jägerstraße begeben, als mich noch im letzten Augenblick Fräulein Wera abfaßte und mitnahm.“

„Ja, denke dir, Fredi, und dann sind wir beide einlaufen gegangen“, lachte Wera. „Die Jünglinge in unserem Delikatesswarenladen haben mich noch nie so zuvorkommend bedient, noch nie. Ja, was doch die Uniform alles macht...“

Aber Fred Lönning's schmales Aristokratengesicht slog's wie eine dunkle Wolke. Wera sah es. Sie wußte, daß sie mit dieser letzten Bemerkung eine wunde Stelle im Herzen ihres Bruders berührt hatte, der ja mit jeder Faser seines Seins Offizier gewesen war. Und schnell lenkte sie ab. „So, Fredi, — nun seh' dich aber, bitte. Und was darf ich dir auflegen? — Sie wundern sich wohl, Herr Baron, daß ich den großen Bruder so verwöhne. Aber ich habe nun einmal von Kindheit an für ihn eine Schwäche gehabt. Vielleicht deswegen, weil wir beide uns so sehr ähnlich sehen. Als Fredi noch Fahnenjunker und ich ein langausgesehenes kleines Mädchen von dreizehn Jahren war, da habe ich mir einmal seine Uniform angezogen. Und, wäre ich in den Schultern etwas breiter gewesen, — ich hätte mich ruhig für den jüngsten damaligen Kaiserjungen ausgeben können.“

Weitrap ließ kein Auge von dem reizenden Geschöpf, das mit seiner frischen Natürlichkeit und diesem harmlosen Wespander, aus dem doch immer wieder die Anzeichen eines tiefangelegten Gemüts hervorleuchteten, auf ihn wie ein prickelndes, belebendes Trank wirkten. Ein Gefühl fast übermütiger Lebensfreude überkam ihn plötzlich, und er, der ernste, pedantische Philosoph, taute mit einem Male auf und entpuppte sich nun als ein ganz anderer, — als einer, der jedes Scherzwort des kleinen Sprühenfeldchens Wera ebenso treffend wiedergab und des öfteren so froh und frei herauslachte, so recht aus innerstem Herzensgrunde, wie Lönning dies noch nie von seinem alten Bekannten gehört hatte, noch nie.

Der Lönning'sche Abendbrotstisch enthielt gewiß keine großartigen Delikatessen, und von reicher Auswahl konnte auch nicht gut die Rede sein. Und dennoch hatte es dem Baron seit langem nicht so vorzüglich geschmeckt wie heute. Die Mahlzeit dehnte sich, da bei der angeregten Unterhaltung die Zeit förmlich dahin slog, über Gebühr aus. Als man sich endlich erhob und die Herren ihre Zigaretten anzündeten, war es beinahe halb zehn geworden. Schnell räumten die Schwestern, die sich nur eine Aufwartefrau für die Abendsstunden hielten, den Tisch ab, wobei Weitrap zum Erstaunen Lönning's es sich nicht nehmen ließ, so gut es ging behilflich zu sein.

„Das ist auch in den zwanglosen Verkehr mit einbezügen, mein lieber Fred“, erklärte er lachend. Und eifrig ließ er sich dann von Wera belehren, wie man ein Tisch Tuch ordnungsmäßig zusammenlegt.

Nachher setzte man sich in des Kommissars Arbeitszimmer, einen kleinen, einseitigen Raum, der aber vielleicht gerade wegen seiner geringen Abmessungen beim Lichte der halboberhüllten Gaslampe mit seinen alten, nachgedunkelten Möbeln, die früher im Herrenhause von Lönninghof gestanden hatten, den matglänzenden Waffengruppen und ehrwürdigen Familienbildern an den Wänden einen so selten traulichen Eindruck machte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Andere.

Von M. von Lindow. (Nachdruck verboten.)

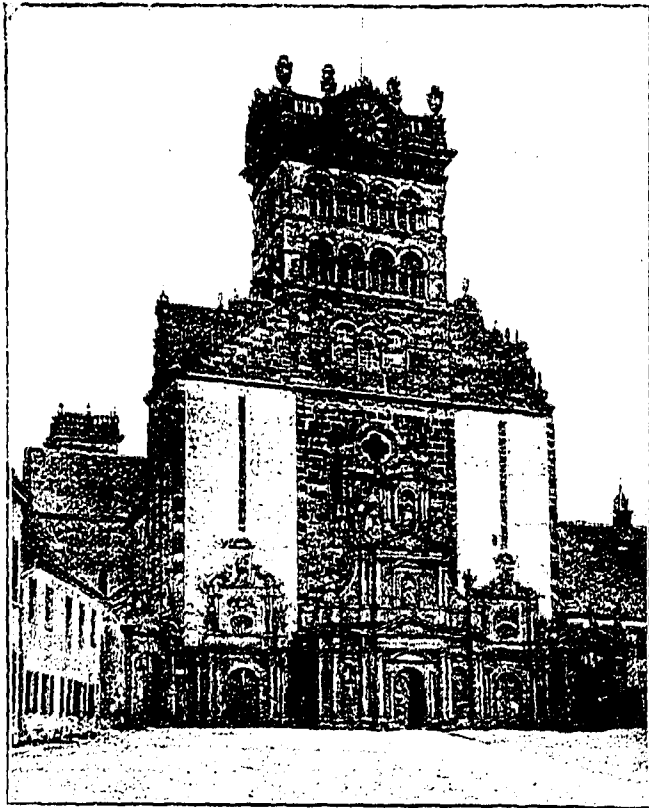
Elma Redinger musterte prüfend ihre Gestalt und ihre Züge vor dem großen Pfeilerpiegel. Sie konnte mit der Mühe wohl zufrieden sein, zwar war die ebenmäßig gewachsene Gestalt wenig über mittelgroß, aber dafür so zart, schlank und biegsam wie die eines achtzehnjährigen Mädchens. So jugendlich allerdings waren die Züge nicht geblieben, aber der seine Schnitt von Nase und Mund und die blühenden, lebenssprühenden Züge er setzten den Reiz vollkommen; kein ergrautes Haar zog sich durch den dunklen Hauptschmuck, der zierlich geordnet den hübschen Kopf umgab. Sie lächelte befriedigt, die zwanzig Jahre, die zwischen dem „Damals“ und dem „Heute“ lagen, hatten also gar keine großen Veränderungen gebracht, Malte Buchhof würde sie kaum anders finden, als zu jener Zeit, als das eiserne „Muß“ sie beide trennte. Und sie hatten sich doch so lieb gehabt. Dennoch — die Verhältnisse waren stärker, Elmas kleines Vermögen reichte nicht hin für eine Ehe mit dem mittellosen Offizier. So waren sie „vernünftig“ und gingen auseinander und hatten zuerst beide schwer daran zu tragen. — Dann aber tat auch die räumliche Trennung — Malte war in eine Garnison in den Reichslanden versetzt worden — das ihrige, er fügte sich dem Zureden seiner Mutter und heiratete ein gutes, reiches Mädchen, das ihn liebte und glücklich war, seine Frau zu werden. Ihre Liebe und Sorge dankte ihr Buchhof aufrichtig durch Treue und Anhänglichkeit, ja, es kamen Zeiten, wo er fast vergaß, wie sehr er Elma geliebt hatte.

Achtzehn lange Jahre waren hingegangen, dann war Luise Buchhof gestorben, still und friedvoll, wie sie gelebt hatte, und

ihre letzte Sorge hatte Walte gegolten. Sie, die Kinderlose, vermachte dem Manne ihrer Liebe ihr gesamtes Vermögen, und er war nun ein reicher, einsamer Mann. Wenn er vom Dienste heim-

weshalb sollte sie nicht jetzt noch nach einem Glück die Hände ausstrecken, das ihr die Verhältnisse vor zwanzig Jahren versagt hatten?

Sie hatte heute besonders sorgfältige Toilette gemacht, ein dunkelblaues Seidentleid angelegt — nun band sie die graue Mat-schürze darüber und ging in ihr Atelier. Ruhig prüfte sie die schon vorgeschrittene Arbeit, die auf der Stofflei stand, und machte sich daran, hier und da zu verbessern, dort ein Licht aufzusetzen, drüben einen Schatten zu vertiefen. Dabei lächelte sie über die Veränderung, die das Leben bringt. Vor zwanzig Jahren — da



Die berühmte St. Matthias-Abtei in Trier. (Mit Text.)

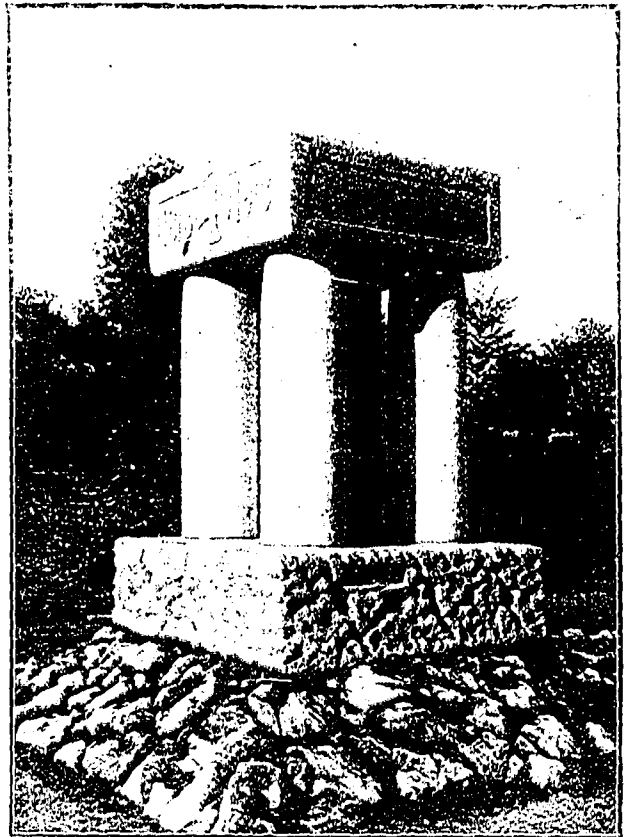
kam, waren ihm die gewohnten Räume so leer und öde ohne die hülle Frau, die dort sorgfältig gewartet hatte: er entbehrte Luise's treues Umforgen, ihre rührende, oft etwas schüchternen Art, für ihn zu leben — und da erlind die Erinnerung an die Jugendliebe an Elna Wedinger, die noch frei war.

Es war eigentlich die einfachste Sache von der Welt, daß er an Elna dachte. Er hatte jüngst mit einem Kameraden, der nach Berlin kommandiert gewesen war und in ihrem Hause verkehrt hatte, von ihr gesprochen. Sie hatte, wie das heutzutage üblich und selbstverständlich ist, sich ihr Leben selbst gezeichnet, ihr Talent im Malen ausgebildet und war eine tüchtige anerkannte Porträt- und Genremalerin geworden.

Er verlebte sich in Gedanken zurück in die Zeit ihrer jungen Liebe und ihres Abschieds. Sie waren ohne Groll auseinander gegangen, ließen sich die zerrissenen Häden nicht wieder knüpfen?

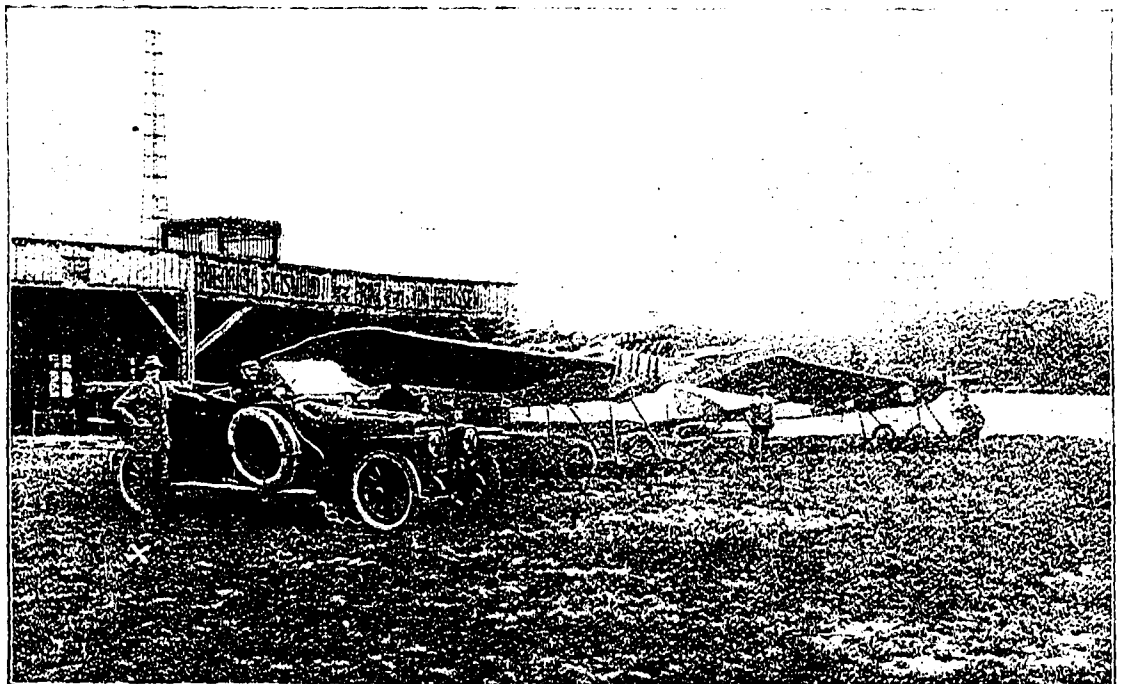
Er überlegte lange Zeit, aber schließlich — der Kamerad, welcher von ihren früheren Beziehungen gar keine Ahnung hatte, hatte sie als eine ganz außerordentlich verständige kluge Persönlichkeit geschildert — ging ein Brieflein von ihm nach Berlin. Walte fragte darin an, ob er sie besuchen dürfe, da er die Absicht habe, für zwei Monate Urlaub zu nehmen und diesen zum Teil in Berlin zu verleben.

Die freundliche Antwort lautete bejahend. Sie war sich ja klar über die Pläne des Majors, die bedeutame Frage für ihr ferneres Leben hatte verdeckt zwischen den Zeiten gestanden — sie war heute eine gereifte, selbständige Frau, kein vergräntes, süßgalkertes Mädchen,



Zur Jahrhundertfeier von Stüchers Rheinübergang. (Mit Text.)

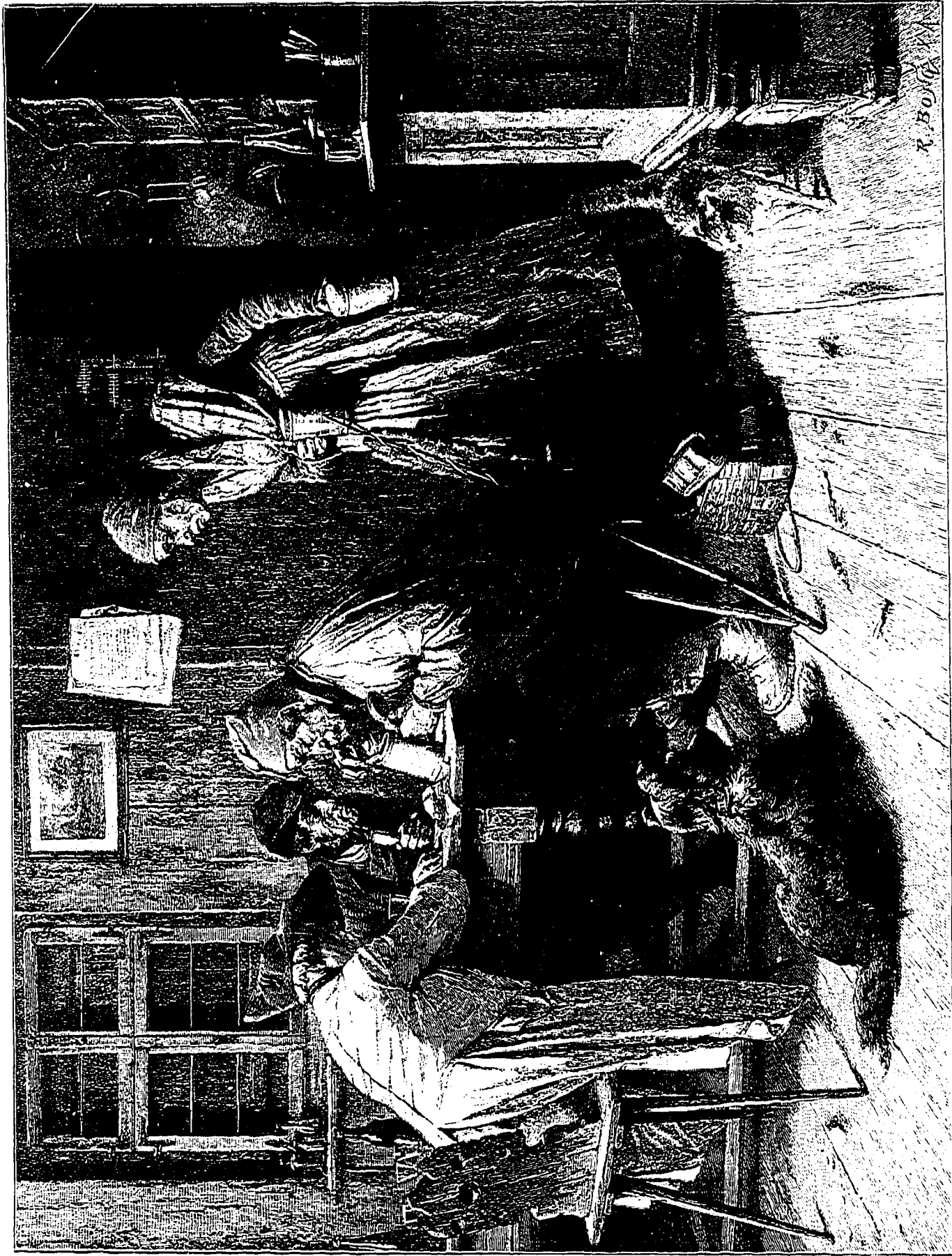
hätte sie es nicht fertig gebracht, so ernsthaft zu arbeiten in Erwartung von Leutnant Buchhofs Besuch. Sie war heute nicht das hingebende, das Glück ihres Lebens in dem Besitz des geliebten Mannes sehende Mädchen, sondern eine moderne, selbständige und selbstbewußte Frau — jenen Frauen gleichgestellt und gleichberechtigt, die durch das „Ja“ am Altar Frauen geworden.



Die Flugzeugfabrik eines preussischen Prinzen. (Mit Text.)

Im Gegenteil, Elma wußte, daß sie jetzt in ihren Kreisen, in der Geselligkeit, in dem bunten wechselnden Leben eine größere Rolle spielte. Sie war eine Jüngerin der Kunst — sonst war sie

haltungsgabe. Ein- oder zweimal waren in diesen Jahren auch Männer in ihren Lebenskreis getreten, die ihr mehr gehuldigt hatten, als die bloße Verehrung gestattet. Ob Elma eine Verbung



In thaptes Wab. Originalzeichnung von H. Gaben. (Mit Fort.)

frei, frei von den Ketten, welche die guten tüchtigen Hausfrauen schleppten, die aufgingen in der Sorge für Mann und Kinder. Sie war verwöhnt, die Menschen huldigten ihr, wohin sie kam, man liebte ihren Wis, ihre Lebhaftigkeit, ihre blendende Unter-

dieser Männer erwartet hatte? Es gab keine Antwort darauf, denn ihre Verlobungen mit ganz jungen Mädchen ließen den Schluß zu, daß es doch mehr die Künstlerin gewesen, welcher die Huldigungen gegolten hatten, und Elma war klug genug, sich

nicht merken zu lassen, ob die Verlobung der so viel jüngeren Männer sie aus dem Gleichgewicht gebracht hatte.

Und was wohl die Ihrigen dazu sagen würden, wenn sie nun noch mit ihren achtunddreißig Jahren diesen Schritt tat, die Mutter, die bestimmt hoffte, Elma würde für immer bei ihr bleiben, die verwitwete „unbedeutende“ Schwester, die so gar still und fast idyllisch ihren Lebensweg ging, der niemals jemand gehudigt hatte, die so gar nicht geistprühend, wichtig und talentvoll war wie die glänzende Schwester. Man hatte Therese immer übersehen, die jungen Damen hatten sich nach Elmas Freundschaft gedrängt. Therese war stets einsam gewesen. Und die große Einsamkeit ihrer Seele hatte sie wohl dazu gebracht, daß sie Klaus von Degen, einen Vetter im zweiten Grade, geheiratet hatte. Nicht aus überströmender Liebe, Klaus von Degen war nicht der Mann, in einem Mädchen überströmende Liebe zu wecken, sondern um fortzukommen aus der Bevormundung von Mutter und Schwester. Nun war Klaus schon zwölf Jahre tot — und Therese hatte mehr verstanden, als nur einen Haushalt zu regieren, sie hatte auch verstanden, ihre Kinder gut zu erziehen: Walter war Primaner, ein erster, kluger Schüler, erfüllt von dem Gedanken, Theologie zu studieren, und Cäcilie und Brimbild steuerten auf dem Seminar der Lehrerinnenlaufbahn entgegen.

Therese blieb aber doch, sowohl für die Ihrigen als auch für den Verkehrskreis der Ihrigen die „unbedeutende Schwester“ der genialen interessanten Malerin —

Da, horch — Elma hatte kaum Zeit, die Malschürze abzuwerfen — die Tür Glocke schlug an — ein Mannerschritt auf der Vordehle, die wohlbekannt, so lange nicht vernommene Stimme fragte nach ihr — die Tür wurde geöffnet — Malte Buchhof und Elma Wedinger standen sich nach zwanzig Jahren zum erstenmal wieder gegenüber.

Überwältigt von diesem Augenblick, reichten sie sich die Hände und er küßte die ihrige leuchtenden Blicks.

„Ganz Elma — ganz dieselbe noch“, sagte er. „Elma, was sagen Sie wohl, daß der alte Mann nun noch einmal wieder Ihren Weg kreuzt — sehen Sie selbst, daß ich ein alter Mann bin —“ er fuhr mit der Hand über sein dichtes Haar — „mein Haar ist gebleicht in all diesen Jahren.“

Elma lächelte lebenswürdig. „Sie wissen doch, Malte — daß ich stets für alte Männer geschwärmt habe, nicht selten zu Ihrem Ärger damals.“ — Buchhof sah entzückt auf Elma.

„Die Jahre sind an Ihnen spurlos vorübergegangen — so — so jugendlich hätte ich Sie mir nicht vorgestellt.“

„Schaffen erhält jung, mein Freund“, erwiderte Elma, und mit einer Handbewegung auf die Bilder deutend, „die Arbeit und die Kunst sind mein Umgebung gewesen.“

„Und wäre es möglich, daß Sie diese Kunst opfert?“

Er hätte gern gehört, daß sie ja gesagt hätte, aber sie tat es nicht, sie nidete nur leicht mit dem Kopfe. Wie konnte sie daran denken, Kunst und Ruhm zu opfern, die ihr Lebensbedürfnis geworden? Das lag ihr fern — wenn Malte den Wunsch von damals wiederholte, wenn sie sich zusammensanden in des Lebens reifen Jahren, dann mußte ihr doch die gewohnte Arbeit bleiben. Früher, als sie jung war, würde sie diesem Gefühl sofort Worte gegeben haben. Heute schwieg sie. Wozu alles sagen, was man denkt — Malte Buchhof mußte erst dahinter kommen, daß es nicht die Hauswörter Elma Wedinger war, die er damals aufgab, sondern die berühmte gefeierte Künstlerin Elma Wedinger.

Ja, das damals! Es klang beständig durch Buchhofs Gespräch, auch als er nach den Freunden und Bekannten jener Zeit fragte. Elma wußte nicht viel von ihnen, sie hatte durch ihre Kunst so viel neue Beziehungen, neue Kreise, neue Interessen.

Ein heller Gongton klang in das Aelker. Elma stand auf. „Kommen Sie, Malte, Mutter wartet mit dem Tee, ich denke, Therese wird auch drüben sein.“

Seite an Seite betraten sie das geräumige gemütliche Speisezimmer, und die Geheimrätin Wedinger ging dem Gast entgegen. Sie begrüßte ihn wie ehemals, als sei er gestern erst geschieden, warm und herzlich.

Bögernd sah sich der Major nach der großen, fast überreichen, schwarzgekleideten Frau um, die etwas im Schatten stand. Ob das wohl Therese von Degen war, Elmas Schwester? Er hatte keine Erinnerung mehr an sie, sie war ja damals immer nur wie ein Schatten dagewesen und von der lebhaften Schwester überstrahlt worden. „Wir kennen uns doch noch, gnädige Frau?“ fragte er.

„Ja habe ein gutes Gedächtnis und vergesse keinen Menschen, den ich einmal kennen lernte“, sagte die ruhige, etwas dunkel getönte klare Frauenstimme.

„Na — bloß keine rührende Wiedersehensszenen, Kinder!“ Elma konnte manchmal etwas burchichtos und formlos sein. „Wir wollen Tee trinken, Major Buchhof wird Hunger haben. Weshalb sind übrigens die Kinder nicht mitgekommen, Therese?“

Die Kinder! Therese lächelte, für Elma waren es immer nur „die Kinder“. Sie überjah geistlich, wie die Kinder langsam, allmählich der Kinderstube entwachsen waren.

„Sie haben viel zu arbeiten“, erwiderte Therese.

„Ich hätte Ihre Kinder gern kennen gelernt, gnädige Frau!“ Therese sah überrascht auf, früher hatte Buchhof so wenig Interesse für sie bekundet, daß sie sich wunderte, wie er jetzt solche für ihre Kinder haben konnte. Eine feine Röte lief über das Antlitz der zarten Frau, als sie, während Mutter und Schwester über ein anderes Thema mit dem Major plauderten, daran dachte, daß es ihr damals, vor zwanzig Jahren, Schmerz bereitet hatte, von Buchhof so ganz und gar übersehen zu werden. Ein volles treues Herz voll erster, zarter und doch starker Zuneigung hatte für den lebenswürdigen jungen Offizier geschlagen, aber als sie merkte, daß er sie so vollständig überjah neben der glänzenden Schwester, da hatte sie diese erste zarte Zuneigung bezwungen, und Klaus von Degen, der um fast fünfzehn Jahre älter war als sie, war sie eine treue, lebenswürdige Lebensgefährtin, eine sorgsame und geduldige Pflegerin in schwerer Todeskrankheit gewesen.

Weit fort waren ihre Gedanken gewandert, sie erschrak fast, als ihre Schwester eine Frage an sie richtete.

Ob sie den großen Wohltätigkeits-Fünf-Uhr-Tee im Marmorhotel mitmachen würde, zu dem die Aufforderungen schon vor einigen Tagen gekommen seien.

„Ich glaube kaum, Elma — ich habe doch so wenig Beziehungen da.“

„Das kommt davon, weil du dich zurückziehst; wer das Treiben der großen Welt nicht versteht und mitmacht, den vergräbt die Welt — und es geschieht ihm recht.“ Dann sich zu Buchhof wendend: „Therese denkt nämlich, sie muß immer extra gebeten werden, irgendwo mitzutun —“

„D nein — das nicht — wer sollte auch wohl mich extra bitten, wenn sollte an meiner Gegenwart besonders liegen? Ich bin sehr gern in angeregtem fröhlichen Kreise, auch im großen — aber ich sehe die Notwendigkeit dieses Teetrinkens am dritten Ort mit Hunderten von fremden, einander gleichgültigen Menschen nur zum Zwecke der Wohltätigkeit nicht ein. Ich weiß nicht, was ein solcher Eitelkeitsmarkt mit Wohltätigkeit zu tun hat.“

Elma sah Therese strafend an. „Du bist immer so geradezu, Therese“, sagte sie entkräftet — „Eitelkeitsmarkt, welch ein Ausdruck.“

„Ja doch, ich finde, daß die Menschen dort nur aus Eitelkeit zusammenkommen, die Berühmten wollen noch berühmter, die Unberühmten berühmt werden, abgesehen von dem Stukus der äußerlichen Eitelkeit, mit der jede schöner und eleganter, jede mehr beachtet sein will als die andere.“

„Da sieht man's, du urteilst ganz oberflächlich, weil du mit Voreingenommenheit dorthin gehst.“

Buchhof hatte das Gefühl, als sei Thereses Urteil durchaus nicht oberflächlich, aber er beteiligte sich an der Unterhaltung nur soweit, als er Elma versprach, an dem nächsten Tee teilzunehmen.

„Natürlich nur an Ihrem Teetisch, Elma, sonst komme ich mir doch zu sehr vereinsamt vor.“

Buchhof war nun schon vierzehn Tage in Berlin, hatte an dem großen Tee teilgenommen, hatte, in die alten Kreise neu eingeführt und in den neuen gern willkommen geheißen, alles wieder gefunden, wie einst, auch schließlich, trotz des Künstlerstuhms, die alte Elma. Und wie hatte damals sein Herz für diese Elma geschlagen! Sie war ihm so fertig, so sicher, so selbstbewußt erdicht, so interessant, so lebensprühend. — Trotzdem, jeder Tag entfernte ihn mehr von ihr — er fand sie so unverändert, obwohl sie sich zur Künstlerin durchgerungen hatte. Oder gerade deshalb. Er fand genau bei ihr ihre damaligen Ansichten, ihre damaligen Urteile wieder. Und langsam, ganz langsam kam ihm die Erkenntnis, daß dieser Elma das fehlte, was er heute, nach zwanzig Jahren, suchte: die Reife der Erfahrung, des Erlebens. Bei all ihrem Fleiß, ihrem Mühen um die Kunst war sie an der Oberfläche geblieben, nahm sie die Dinge der Welt stets von sich aus, niemals von einer höheren Warte.

Sie war damals fertig gewesen und war fertig geblieben — das war seine große Enttäuschung; eine Enttäuschung, die ihm selbst schmerzlich war. —

Ein Weg zur gewohnten Teestunde bei Wedingers führte ihn durch den Tiergarten. Aus einem Seitengeweg trat eine schlank Dame im dunklen Straßenanzug, Therese von Degen. Er grüßte, und sie dankte mit dem freundlichen Blick ihrer ersten, melancholischen Augen.

„Vielleicht haben wir denselben Weg, gnädige Frau?“ fragte er, „darf ich mich anschließen?“

„Ja, Herr Major, ich bin auf dem Heimweg aus der Stadt.“ Er trat an ihre linke Seite und begann ein gleichgültiges Gespräch, wie sich Berlin und die Menschen in Berlin verändert hätten, wie

wie
wie
auf
also
wof
ein
sich
wie
der
Mit
uns
we
Zei
Zu
St
haf
doi
na
da
un
we
St
un
un
we
fri
ich
an
Ne
ar
me
lei
le
hi
in
sa
ne
ge

wie er doch unschlüssig geworden, ob, wenn er den Dienst quittieren würde, er sein Heim hierher verlegen sollte.

Therese überlegte in ihren Gedanken schnell, was er damit anging — Elma würde ihm niemals in eine andere Stadt folgen, also blieb wohl nichts anderes für ihn übrig. Aber sie schweig wohlweislich — das waren Dinge, die nur die beiden Menschen etwas angingen, die sich jetzt wiederfinden wollten.

„Ich glaube, daß, so gut es ist, an alten Überlieferungen treulich festzuhalten, auch das Andern zum Segen ist,“ sagte sie ruhig, „nicht das Andern aus Laune, aus kindischem Trost, aus Eigensinn, sondern das Andern, das des Lebens Erfahrungen und der Jahre Reife mit sich bringen.“

„Wie meinen Sie das, gnädige Frau?“

„Ich meine, wir sind nie fertig, solange wir leben; es kam uns Aufgekommenen jeder Tag, jede Stunde ein Erleben bringen, das uns innerlich reist. Nicht die äußerlichen Dinge oder kleinlichen Werte, sondern äußerliche Geschehnisse, die zu innerlichem Erleben werden, ganz gleich, ob diese Geschehnisse freudig oder traurig sind. Jede frohe Glücksstunde, die uns nicht zum Erleben wird, jede Trauerstunde, aus der wir nicht Segen erleben, ist vergebens gelebt.“

Er sah sie überrascht an, diese Lebensphilosophie hatte er in Elmas überscheuer einfacher Schwester nicht vermutet.

„Und Ihnen wurde solches Erleben, Frau von Degen?“

„Sehr allmählich, Herr Major Buchhof — ich habe schwer, habe jahrelang um das Erleben zur Reife ringen müssen.“

„Desto schöner und ehrenvoller also der Sieg!“ sagte er, „um doch bei dem Wilde vom Kampfe zu bleiben.“

„Vielleicht,“ erwiderte sie einfach, „ich habe darüber noch nicht nachgedacht, weil ich noch nicht an endgültigen Sieg denke. Aber da das Leben ein Kampf ist, nun, so kämpfe ich weiter.“

„Sie haben treue Genossen, gnädige Frau, Ihre Kinder.“

Ihre großen, etwas umschleierten Augen leuchteten: „Ja, meine Kinder, die mir wirklich dazu halfen, daß ich das wurde, was ich bin, eine Frau, die sicher und fest steht im Leben, jede Stunde, was sie auch bringe.“ Ihre ganze herbe Weiblichkeit und zarte Mütterlichkeit lag in diesen Worten.

„Aber wie und wann fing der Kampf an?“ fragte Buchhof, und es lag so viel Interesse in dieser Frage, daß Therese mit warmer Betonung sagte: „Ich fing ihn spät an, aber ich hätte früher beginnen müssen. Ich war lange schwach, kindisch, töricht, ich war von dem Bestreben beherrscht, das man mir, der Jagdsten, anerkennen hatte: ich wollte allen Menschen zum Gefallen leben! Ich wollte die geliebte Freundin meiner Freundinnen, die als artig bekannte Schülerin meiner Lehrerinnen, das gefällige Kind meiner Eltern sein. Damit war ich in ein falsches Fahrwasser gekommen: ich lebte nicht in bewußter Liebe für andere, sondern ich lebte ein fremdes Leben. Ich verstand mich selbst nicht, ich wurde hierhin gestellt und dorthin, ich mußte meinen, wie die anderen meinten, ich wußte es gar nicht anders, man rühmte mich als sanftes, süßes Kind, immer mit dem Hintergedanken, daß es sich anders nicht für mich, die stillere, der lebhaftesten, glänzend begabten Schwester gegenüber passen würde.“

Buchhof ging wie im Traum neben Therese her — wie ein Nebel sank es vor seinen Augen — so war die Therese gewesen, die er auch so ganz übersehen hatte.

Er hatte fragen wollen: wurden Sie eine glückliche Frau? Aber er fühlte, daß er das nicht durfte, und sie sprach weiter: „So schwankte ich hin und her — das Leben brachte mir, auch als Frau, rohe und böse, schwere Tage — der schweren wurden es mehr durch meines Mannes Krankheit, ich habe noch immer gekämpft in jener Zeit, meist mit Niederlagen, selten mit einem kleinen Sieg. Ich wurde Witwe und hatte nun nur noch meine Kinder. In der Beselligkeit galt ich nichts: eine Frau, die nichts anderes ist als Frau und Mutter, was bedeutet sie wohl in der Halle der gefeierten berühmten Damen, die zur Wissenschaft oder zu den schönen Künsten berufen sind?“

„Ich zog mich ganz zurück, und in der Stille meines Hauses, im Verein mit meinen Kindern wurde mir mein früheres Leben mit einem Male zu innerem Erleben! Es war wie eine Offenbarung, ich versuchte es Schritt für Schritt mit dem Erleben. Nicht als Mädchen im Gleichmaß des Elternhauses, nicht als Frau eines lebenswürdigen arbeitsfrohen Gatten, nur als Mutter meiner Kinder habe ich den festen Standpunkt gewonnen, bin ich gereift durch das Erleben der kleinen und der großen Dinge, die in mein Leben traten. Deshalb mag ich wohl — Elma hat gewiß recht mit ihren Vorwürfen — etwas steif und unfellig geworden sein.“

Sie waren an der Tür des Hauses angekommen, in dessen kleinem Stod die Geheimrätin Wedinger, im zweiten Theresen von Degen wohnte.

„Sehe ich Sie, gnädige Frau, bei Ihrer Frau Mutter zum Tee?“

„Nein, Herr Major, heut nicht, Robert ist krank, und Brunnhild, die bis jetzt bei ihm war, muß zur Stunde.“

„Aber wir sehen uns wohl bald?“

„Ich hoffe es“, sagte sie leise.

Es waren noch mehrere Gäste bei der Geheimrätin Wedinger und Elma. — Buchhof war zerstreut — die ferne Zeit von vor zwanzig Jahren stieg vor ihm auf, und die beiden Schwestern. Er hatte Elma geliebt — sie war die gleiche geblieben — aber darum mit einem Male wurde sie ihm fremd, ganz fremd. —

Buchhof blieb kürzere Zeit in Berlin, als er anfangs gedacht hatte, und als er Abschied nahm, wußte Elma, daß es ein Abschied für immer war. Es war ihr recht so. Freunde wollten sie bleiben — treue Freunde.

Ein Gaunerstreich.

Unter der Regierung Louis Philipps wurde in Paris ein Gaunerstreich mit solchem Raffinement ausgeführt, daß man wochenlang kaum noch von etwas anderem sprach. Bei den Tuilerien entstand ein Lärm; ein eleganter Herr hielt einen Burschen am Kragen und beschuldigte ihn, ihm die silberne Dose, die er gestohlen zu haben. Polizeibeamte begleiteten beide zum nächsten Sicherheitsbureau und man fand bei der Untersuchung des Angeschuldigten in der Tat im Rockfutter die Dose. „Sehen Sie,“ rief der Elegant triumphierend, „wie recht ich hatte!“ Er wollte seine Dose einstecken, besann sich aber und wandte sich höflich an den Polizeikommissär: „Nehmen Sie eine Prise?“ fragte er, und als dieser seiner Einladung gefolgt war, hol er seine Dose auch den übrigen anwesenden Beamten dar: harmlos und höflich nahmen diese etwas Tabak von dem vornehmen Herrn und waren in zwei Minuten fest eingeschlafen. Die beiden Schurken hatten gemeinsame Sache gemacht, den Tabak mit dem Saft einer stark einschläfernden Pflanze vermischt, um die Beamten unschädlich zu machen. Als die Polizeibeamten wieder aufwachten, fanden sie das Zimmer und ihre Taschen ausgeraubt, selbst die silberne Portepée vom Degen des Kommissärs war abgeschüttelt. Die beiden Gauner sind nie entdeckt worden.

Novemberfeier.

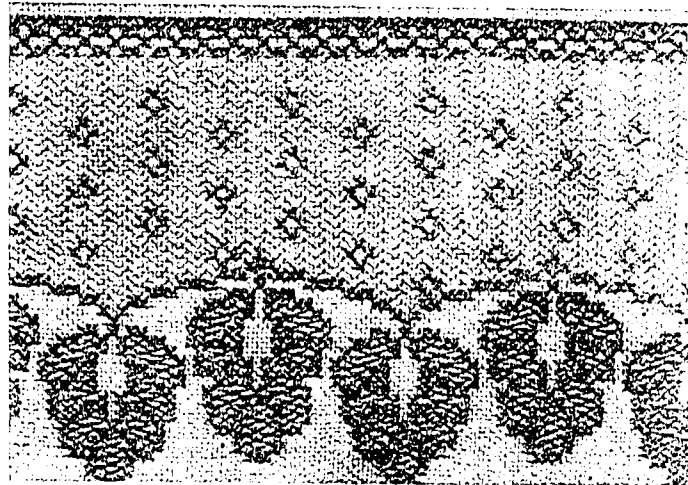
Hörst du, wie die Stürme jaulen	Auf dein Antlitz sinkt nieder,
Durch den blätterlosen Wald?	Dem die Gottheit zieht daher!
Hörst du, wie die Kluten brausen,	Hohe Hallelujalieder
Wie es um die Meer hallt?	Singt der Sturm und singt das Meer

Bernhard Wilmers

Fürs Haus

Leichte Stückerisfige.

Unter Muster ist als Abschluss für eine Decke gedacht und auf mittelweiner Leinentammas mit hauchbildlicher Stückerisfige gearbeitet. In harter schwarzer Seide heben sich die Konturen der blütenartigen Formen, der obere Randabschluss und die sternförmigen Kleinfiguren der Vorte kräftig vom Grunde ab. Lauggepannte Gitterfäden in etwas feinerer Seide füllen die Blüten.



Jadentlinien aus haardünnere Seide den Fond. Durch die Anwendung dieser verschieden abgestuften Seiden wird eine ungewöhnlich lebendige Wirkung erzielt und der Eindruck hervorgerufen, als liege eine harte, schwarze Seidenwiese düftig und leicht auf dem weißen Leinentammasgrund. Die hübsche Skulptur wurde zu dem im Herbst vorigen Jahres von der Firma Max Hauschild, Hohenfichte, ausgeschriebenen Wettbewerbs für neuartige, leicht ausführbare Handarbeiten eingeleitet und neben anderen originellen Arbeiten mit einem Preise ausgezeichnet.

Unsere Bilder

Das neue königliche Schauspielhaus in Dresden. Mit einem Gesamtumfang von mehr als zwei Millionen Mark ist der vorstehend abgebildete Monumentalbau des neuen königlichen Schauspielhauses an der Stralallee in Dresden-Mittstadt von den Architekten Löffow und Kühne erstellt worden. Aber das architektonische Äußere ist man in Fachkreisen und bei Freunden der monumentalen Baukunst geleiteter Meinung, dagegen findet das Innere, das vorherrlichend in Grau und Gold gehalten ist und alle Vorteile und Vorzüge moderner Theaterbauten in sich vereinigt, allseitige Anerkennung. Das Haus ist als intimes Theater gedacht und bietet daher nur 1300 Personen Raum. Das Glanzvollste ist in technischer Hinsicht die Bühne mit ihrer versenkbaren und verschiebbaren Szene, durch welche es ermöglicht wird, schon während des Spiels das folgende Szenenbild für und fertig aufzubauen. Alles, was die moderne Technik zu leisten vermag, ist bei dieser Bühneneinrichtung zur Verwendung gekommen.

Die berühmte St. Mathias-Kirche in Trier. Eine der ältesten und schönsten Kirchen Deutschlands, welche seit langer Zeit in argem Verfall war, soll jetzt mit staatlichen Mitteln wiederhergestellt werden. Die Rekonstruktion dieser alten, aus dem 12. Jahrhundert stammenden Kirche wird mehrere Jahre in Anspruch nehmen und sehr bedeutende Kosten verursachen.

Zur Jahrhundertfeier von Münchers Rheinübergang. Ein Mäherdenkmal wurde dieser Tage am Rhein errichtet, und zwar an der Stelle, von welcher Mäher an dem denkwürdigen Neujahrstage von 1813/14 zum erstenmal den Rhein erblickte, über welchen dann der historische Übergang von Gauh stattfand.

Die Flugzeugfabrik eines preussischen Prinzen. Prinz Friedrich Egon, der Sohn des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen, Oberleutnant im ersten Garderegiment zu Fuß, befaßt sich seit längerer Zeit mit der Konstruktion von Flugzeugen. Er hat bereits zwei Maschinen nach eigenen Plänen hergestellt, mit denen der bekannte Pilot Tiefwater Flüge über Potsdam und Umgebung ausführte. Die vorzüglichste Flugzeugfabrik befindet sich auf dem Vorstadter Felde in der Nähe von Potsdam; unser Bild zeigt den Prinzen (-) mit den von ihm selbst konstruierten Apparaten vor seiner Flugzeuganlage.

Zu knappes Maß. Alles kann der edle Münchner verkraften, nur kein zu knappes Maß. In den großen Bierhallen, da sieht der Gast nicht so peinlich auf ein volles Maß, aber in den kleinen Bierstuben, da haben die Gäste Zeit, da warten sie gern ab, bis sich der Schaum gelockt hat und das fehlende Bier nachgezapft werden kann. Vorzüglich hat unser Maler dargestellt, wie kritisch und millimetergenau der Abstand zwischen der Oberfläche des Biers und dem Gesichtlich am Krüge nachgemessen wird. Die bedienende Aste kann diesen Abstände kein A für ein U vor-machen. Innerlich mag sie zetern, aber zurückkommt sie unfehlbar den Krug, der nicht bis zum Rande voll ist; und besser ist's schon, sie läßt es bei den beiden andern nicht erst auf die Nagelprobe antommen, nimmt sie gleich wieder zurück und zapft nach, daß nicht ein Tropfen Bier weniger in den Krügen ist, als die Gäste für ihr Geld und ihren Durst zu beanspruchen haben. Denn die, das sieht man ihnen an, stehen auf dem Standpunkt: Schaum is' too Beer.

Allerlei

Der Pantoffelheld. „Warum so traurig heut', Bierhuber? -- „I mei, meine Frau hat mich in den Antialkoholiker Verein aufnehmen lassen.“
Bei der Schlossbesichtigung. „Gibt man dem Kastellan ein Trinkgeld?“
 „Weiß nicht; ich rächte mich nach Ihnen!“
 „Ach werde ihm ein A fünfzig vierteljährig in die Hand drücken!“
 „Das gerührt -- dann gebe ich nichts!“
Im Theater. A u l o r (in höchster Erregung zum Mädchenmutter):
 „Wie konnten Sie nur die Donnerschläge vergessen im zweiten Akt!“
 „Erlauben Sie mal, es hat ganz gehörig gedonnert; aber gegen das Schwarzen des Lublitzaus konnte ich freilich nicht aufkommen!“
Die Tragkraft des Eises. Aber die Widerstandskraft des Eises macht der „National-Zeitung“ folgende interessante Mitteilung. Wenn das Eis eine Dicke von 4 cm hat, trägt es das Gewicht eines einzelnen Mannes. Bei 8 cm kann Infanterie in Reih und Glied, aber in gebrochenem Schritt darüber passieren. Für Kavallerie und leichte Feldgeschütze nimmt man eine Dicke von 11 bis 16 cm an und wenigstens 20 für schwere Geschütze. Bei 40 cm Dicke und darüber hinaus widersteht das Eis dem Trude der schwersten Lasten. E.
Bettler-Anecdote. In dem berühmten Romanhistoriker'sen Kaffeehaus trat ein Bettler und bat, ihm doch einen halben Schilling zu leihen. Da dem Dichter keine Münze fehlte und der Bettler nicht aufhörte, ihm seine Not zu schildern, so gab er ihm endlich einen ganzen Schilling mit den Worten: „Vergesse aber nicht, daß Ihr mir jetzt einen halben Schilling schuldig seid.“ „Gewiß nicht,“ erwiderte der Bettler, „und möge der liebe Gott Sie mir so lange gesund am Leben halten, bis ich meine Schuld abtrage!“ E.

Eine Krage als Kindmörderin. Wie gefährlich es werden kann, kleine Kinder ohne Aufsicht bei Mätern zu lassen, zeigt folgender Vorfall. Eine Bürgerfrau in dem ungarischen Dorfe Remet-Volu schlüpferte ihr sechs Monate altes Kind ein, legte es in die Wiege und ging dann ihren Hausarbeiten nach, welche die Frau etwa eine Stunde lang von dem schlafenden Kinde fernhielt. Als sie in die Stube zurückkam, fand sie die große Hauskrage auf dem Gesichte ihres Kindes liegend. Böses ahnend, stürzte die Mutter zur Wiege, entriß derselben den Säugling, doch war derselbe bereits tot. Der herzugewundene Kreisarzt stellte fest, daß das Kind, durch die Krage verhindert zu atmen, erstikt sei. C. I.

Die Nadel. Erst ums Jahr 1410 begannen die Nadeln die Tornstacheln zu verdrängen, deren sich arme Leute zur Befestigung ihrer Gewänder bedienten, sowie die silbernen und goldenen Stifte, welche die Reichen zu gleichem Zwecke anwandten. Der Erfinder der Nadel war ein Drahtzieher in Paris, Tourangeau mit Namen. Die Schwierigkeit der Herstellung machte anfangs die Nadeln zu seltenen und kostbaren Dingen, und ihres hohen Preises halber waren sie ein Gegenstand, dem man fast nur auf dem Toiletentische der reichsten Leute begegnete. So figurerte eine Nadel mit Nadeln unter den Gaben, welche die Frau von Beaujeu, Tochter Ludwigs XI. von Frankreich, bei ihrer Vermählung als Mitgift erhielt, und der bis auf unsere Tage gekommene Ausdrud „Nadelgeld“ zeigt schon darauf hin, wie einst dieser heute so ordinäre Gegenstand eine wichtige Einnahme der Reichen bildete. E



Vor Gericht.
 Richter (zum Anwalt): „Wann haben Sie bei der Klage den Kläger, der damals als Zeuge dort war, auch hinausgeworfen, er hat sich doch in keiner Weise betätigt?“
 Anwalt: „Ich war halt damals gerade so eben im Schwunge!“

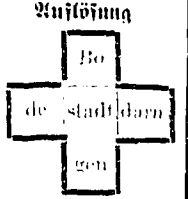
Gemeinnütziges

Malzweitz. auch Malzbrun, das sehr für alle inneren Fleischteile, die viel Säfte enthalten, müssen, ehe sie zubereitet werden, eine Zeitlang in kaltem Wasser liegen, da mit das Blut auszieht.

Die Dämmunterlage der Formbäume nehmen bei Frostwetter leicht Schaden, müssen also angehängelt werden.

Winterpinat ist nicht empfindlich gegen die Kälte, wer ihn aber leicht mit Nadeln reißig bedeckt, kann dann bei jedem Wetter im Lauf des Winters ernten.

Sonnenblumenkamen den Hühnern im Winter auf dem natürlichen Blüthenboden gereicht, bildet ein wertvolles Nebenfutter, das die Eierproduktion bedeutend fördert.



Malz soll nicht zu tief untergebracht werden. Seine Wirkung kommt vornehmlich in der oberen Schicht zur Geltung, und deshalb genügt es vollständig, wenn er ganz flach eingepflegt oder, besser noch, nur eingegat wird. -- Liegt der Kalt tief, dann geht seine Wirkung verloren.

Anagramm.

Als Julestern wick du mich kennen.
 Wird du den Kopf vom Zeit mit trennen.
 Bin ich als Name dir bekannt,
 Manch Regalein wird damit genannt.
 Julius Zola.

Scharade.

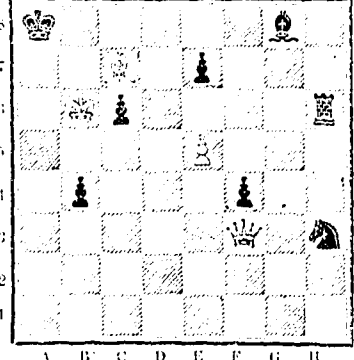
Schwer kam das Erste nimmer sein:
 Das andre muß dich tragen.
 Man soll von dir im Leben sein,
 Das ohne niemals sein.
 Julius Zola.

Rätsel.

Wirt! Zeltstaus magst ich erleben
 In einem Zeltstaus eben.
 Ist fast dort traulich im Zelt
 Mit sieben munteren Zeltstaus.
 Doch weshalb war ich einladen?
 Die Zeltstausdichter sollt ich raten.

Problem Nr. 93.

Von G. Brunner.
 (Mittl. N. N. 1912)
 Schwarz.



Einiges hinter laß und abends laß
 Beim Gahwirt drüber auf dem Tische setz.
 Zobel's macht zwar ein süßeres Gesicht,
 Doch fehlt er darum in dem Hause nicht.
 Yeowes ist ein vielbewährter Mann,
 Willt Laken haben, wo er immer laß.
 Doch stilles Lieblich durch die Heide laß:
 Auf hoher See machst einen vor ihm groß.
 Im Winter liegt Marcs im Tod verrent,
 Bis Janers Hand in neuem Licht ihn wend.
 Doch ich mit ihm er acht auf's Acherons,
 Nimmt Tents er zum Weisen in die Hand.
 Gilt's des Bild der Zeltstausdichter, Schwarz!
 Lebt er im stillen, ich so weit wie er!
 Melitta Fera

A B C D E F G H
 Weiß.
 Matt in 1 Züge.
 Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:

Der Frosch ist nichts in seinem Vortrage.